

Ein Kind für vierundzwanzig Kronen.

Von Maria Wischewski.*)

Für vierundzwanzig Kronen monatlich kann sich jedermann das Patentrecht kaufen an einem kleinen Wesen, welches so unvorsichtig war, im Weltkrieg zur Welt zu kommen.

Ist das viel Geld? Was kostet ein Posterschlüssel, ein Leppich? Wieviel Klatschen guten Weines kann man für das Geld haben?

Für eine Handvoll kann man einem kleinen, hilflosen Wesen vielleicht millionenmal Millionen Augenblicke voller Wärme und Leib erkaufen, Millionen Augenblicke voller Hoffnungen, Träume und Enttäuschungen, Augenblicke voll der höchsten Luft der Seligkeit, voll der bittersten Qual des Elends. Für vierundzwanzig Kronen. . . Auf der einen Seite ein winzig kleines, blumenlozes Grab, in dem kleine, seine Glieder schnell zu Staub verfallende — auf der anderen Seite ein lebendes, liebendes kleines Wesen, das mit jedem Tag, ja mit jeder Stunde eine der zahllosen Wunderblumen des Kinderparadieses erkalftet, deren Wurzelzahn Nahrung aus der holden Erde des Märchens saugen, deren Stempel bis in den Himmel hineinreicht.

Und dies alles für vierundzwanzig Kronen. Das Kostbarste, was Menschen sonst kaufen können, sind nicht mehr Perlen und Edelsteine, sondern das seltsame Radium. Wieviel Radium kann man für vierundzwanzig Kronen bekommen? Sollte ein kleines Menigchenkind nicht sein eigenes Gewicht in Radium wert sein? Doch wohl mindestens, nicht wahr?

*) Aus dem demnächst im Wang-Berlage Wien-Leipzig erscheinenden Buche: „Opfer, Krieg- und Friedenswerte an der Front.“

Im übrigen ist es eine gute Spekulation, sein Geld in so ein kleines Würmchen zu setzen. Es gibt wunderbare Zinsen. Niemand sollte glauben, daß von einem so geringen Kapital solche Renten fließen könnten. Denn was sind hundert Prozent — und das nennt man doch schon bedinkende Zinsen — gegen den sanften, beschreibenen Fischen des Gemüts, wenn das Gewissen, sei es auch nur für eine kleine Weile, Ruhe hat, Gleichgewicht findet und nicht von der Schande unterlassener Liebeswerte beschwert wird.

leich, als ich von der Kriegspatenschaft hörte — einer der blauen Blumen des Krieges — wurde mir ganz warm vor Dankbarkeit. Ich begriff ja, daß es sich hier nicht um Worte und leere Versprechungen handelte, sondern daß die Handlung dem Versprechen folgte wie der Pflug dem pflügenden Pfluge. Ich beschloß, den Verein zur Bewahrung kleiner Leben mit eigenen Augen in Tätigkeit zu sehen. Gekieseln habe ich davon, aber das ist nur, als wenn man eine Fabrik von außen sieht. Man muß sie inwendig sehen, wenn alle Maschinen in Betrieb sind, wenn die tausend Räder — jedes seinen kleinen Weg — dem gemeinsamen Ziele entgegenrollen. Aber die Zeit verrann mir unter den Fingern. Vielerlei Dinge riefen: Komme und sieh! Wir erreichte doch so wenig. Nicht wenig an sich, aber wenig im Verhältnis zu dem mächtig Welten, das zu sehen war. Die Kriegspatenschaft war ein Kinderparadies, massiv gebaut, feuer- und diebesicher, die würde schon bestehen bleiben. Sie hätte die Mittel, zu warten.

Endlich gelangte ich dahin. Nur eine Stunde. Eine einzige Stunde. Aber eine von den Stunden, die zählen und — älter machen. Vielleicht, wenn ich ganz und unbedingt ehrlich sein will, möchte ich wünschen, diese Stunde aus meiner Erinnerung auszulöschen, sie ungelacht machen zu können. Als Kind lernte ich in der Vaterlandsgeschichte eine Sage oder eine Wahrheit — von einem gefangenen König, in dessen Rücken der Feind das Bild eines Adlers hineinschnitt und dann die Wunde mit Salz ausfüllte. Diese

Sage hat mich jahrelang verfolgt. Die blutige Wunde der Sage mit ihrem salzschmerzenden Zusammenkrumpfen wollte niemals heilen. Kein barnherziges Bergessen wusch sie und legte weiches Linnen darüber. Keine eine Stunde, die ich in der Kindersinn der Kriegspatenschaft in der Lagarettgasse verbrachte habe, steht vor mir wie so eine blutige, nie heilende Wunde. Und dann war das, was ich sah, ja nichts im Verhältnis zu dem, was Herzte und Krankenschwestern der Kriegspatenschaft jede Woche zu sehen bekommen.

Einer der größten und tiefstgründenden Dichter Dänemarks, ja der ganzen Welt: Hermann Bang, schildert in „Das graue Haus“ ein armes, verkrüppeltes Wesen von Frau, die durch eine der grauenvollen Launen der Natur ins Unglück gerät und ein Kind zur Welt bringt. Ich hatte bisher geglaubt, daß diese Frau in dem Gehirn des Dichters empfangen und geboren sei, aber hier sah ich sie lebhaftig vor mir. Ich hörte sie mit rauher, gebrachener, pfeifender Stimme dem kleinen winkeiden Bündel, das sie in den Armen trug, etwas vorlesen und es in Schlaf lullen. Und als das Kind fortuhr, zu wimmern, sing sie an, weinend, mit entsetzlich grotesten Lausprüchen umherzufluchen. Es war wohl die Verzweiflung und die Schlaflosigkeit der letzten Nächte, die ihr jetzt diesen Versuch eingaben.

leich und narkotisch lag das Kind da. Die Adern zeichneten sich wie blaue Lindenstriche auf der sonderbar hohen Stirn ab.

Der Arzt ließ sie, sobald er einen Blick auf das Kind geworfen hatte, in ein Zimmer für sich führen. Er schüttelte den Kopf und ließ die Hand leicht über die Brustansammlungen des Gehirns gleiten. Die Frau sagte kein Kopfschütteln als Todesurteil auf und ließ einen lauten, wilden Schrei aus. Er aber beschwichtigte sie: Freilich war da Hoffnung. Das Kind konnte sich erholen, wenn sie nur . . . aber sie hörte gar nicht mehr zu. Ihr armes verkrüppeltes Gehirn sagte nur ein Ding auf einmal: vorher Entsetzen, jetzt Jubel. Sie hörte nicht auf die Warnrufe des Arztes, daß sie über drei Wochen die einzige Pflicht, die sie auf sich genommen,